

Halbweiße Weihnacht

Wichtelgeschenk für CassieSandsmark

Von Sasuke-chan

Halbweiße Weihnacht

Halbweiße Weihnacht

Das Schicksal schlägt die merkwürdigsten Wege ein. Aber wieso muss gerade ich meine Liebe, in der Stadt der Liebe und gerade am Fest der Liebe wiederfinden...?

~*~

Es war Weihnachten. Ich hasste dieses Fest. Lauter fröhliche Gesichter, glückliche Familien, volle Einkaufszentren. Trubel, Trubel, Heiterkeit - wohin man auch sah. Ich hasste Weihnachten. Ich hasste das Geschmücke, dem alle nachgingen. Dieses elendige Heucheln mit Geschenken, wo man vielleicht sogar noch für Frau Meyer von nebenan irgendein sinnloses Päckchen einpackte, das sowieso wieder im Mülleimer landete. Kurz gesagt; ich hasste alles, mich selbst, mein Leben, die ganze beschissene Welt.

Aber wie sollte ich, Sakura Haruno, auch wissen, dass sich in diesem Jahr an Heilig Abend alles für mich ändern sollte?

Klar, es hatte sie vieles geändert an diesem Tag. Damals habe ich aber gedacht, dass es sich zum Ende ändert. Ich war auf einer Toilette in der Nähe des Eiffelturms, nicht wie sonst machte ich mir meinen Druck auf einem der versifften Klos inmitten der Innenstadt, wo manchmal nicht einmal mehr die Wasserhähne zum Ausspülen für mein Besteck funktionierten.

Aber fangen wir erst einmal von vorn an. Ich war geboren in einem kleinen Dorf in der Nähe von Bordeaux, das liegt irgendwo in Frankreich. Im Südwesten. An der Küste. Oder zumindest in der Gegend.

Ich war ein Einzelkind. Schon immer. Aber ich hatte einen Hund namens Charles. Ich wurde also in dem kleinen Dorf, in dem wir ein kleines Haus hatten, mit sechs in die kleine Grundschule eingeschult, die ich dann auch, wie es in Frankreich nun mal üblich ist, fünf Jahre besuchte. Zuvor war ich in der Vorschule, die schon im Kindergartenalter beginnt. Ich hatte zwei beste Freundinnen, mit denen ich und Charles immer in den Wald gegangen waren. Als die fünf Jahre in der Grundschule vorbei waren, sagten meine Eltern, dass wir umziehen würden. Ich wusste nicht wieso, aber wir zogen nach Paris. In die Vorstadt, denn Wohnungen in direkt in der

Hauptstadt waren viel zu teuer. In Paris war sowieso alles teuer.

Wir wohnten also in der Banlieue von Paris in einem richtig echten Hochhaus. Ich war mittlerweile elf Jahre alt und hätte eigentlich auf die obligatorische Gesamtschule der Sekundarstufe zwei gehen sollen, die am nächsten an meinem Wohnort war. Als meine Eltern also in den Sommerferien, in denen wir nach Paris gezogen sind, die Anmeldeformulare zur Schule schickten, kam ein Brief zurück, in dem es hieß, dass sie mich nicht aufnehmen könnten, weil es schon zu viele Schüler auf der Schule gäbe. Ich solle es auf einer anderen Schule versuchen. So kam es, dass ich schon mit gerade einmal elf Jahren durch Paris touren musste, um zur Schule zu kommen. Die ersten zwei Wochen brachte mich meine Mutter dorthin. Dann fand sie aber eine Arbeit und konnte dies nicht mehr. Mein Vater arbeitete auch bei einer Werbeagentur. Ich verstand langsam, dass er wohl arbeitslos gewesen sein musste, denn jetzt war er wie vorher fast gar nicht mehr zu Hause.

Wir hatten nur eine kleine ärmliche Wohnung. Eine kleine Küche mit integriertem Esszimmer, ein Bad, ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer für die Eltern und ein halbes Zimmer für mich. Ich nannte es schon immer "das halbe Zimmer", weil es eben so klein war. Ich hatte aber auch kein Problem damit. Ich mochte mein kleines, halbes Zimmer. Dem Schrank fehlte zwar eine Tür und auch für Spielzeug war kaum Platz, aber dennoch mochte ich meine Wohnung, obwohl ich damals immer noch unserem ländlichem, idyllischem Leben nachtrauerte. Dass es zum Ende hin gar keines mehr gewesen war, verdrängte ich unbewusst.

Ich kam von der Schule nach Hause und hatte Langeweile. Was sollte ich auch nach den Hausaufgaben in dieser Wohnung machen? Also suchte ich mir einen Platz zum Spielen. So lief ich durch das Viertel, bis ich einen verschrotteten Spielplatz gefunden hatte, der für mich in dieser Zeit wohl so was wie das Paradies gewesen sein musste. Aber kaum hatte ich mich auf eine Schaukel gesetzt oder angefangen zu rutschen, kamen die Älteren und Größeren und vertrieben mich. Ich verstand nicht warum, wollte es aber auch vielleicht nicht und gab klein bei.

Am nächsten Tag fuhr ich mit meinem neuen Fahrrad auf dem Bürgersteig, eine Runde um den Block und wieder zurück. Am nächsten Morgen war mein Fahrrad weg. Es gab keinen Keller in dem riesigen Hochhaus und so hatte ich mein Fahrrad eben draußen angelehnt. Aber es wurde gestohlen. Ich hatte immer die Kinder in Verdacht, die mir schon bei meinem ersten Spielplatzbesuch Sorgen gemacht hatten. Aber getraut, etwas zu sagen, hatte ich mich nicht. Dafür war die Angst zu groß.

In der Schule fiel ich gerade wieder auf die Schnauze. Damals auf dem Land waren die Klassen immer eine Art Gemeinschaft gewesen, aber hier in der Großstadt war das anders. Ich wusste natürlich nicht, ob das nur an der Gesellschaft lag oder daran, dass ich jetzt eben auf eine weiterführende Schule ging und da sowieso alles anders war. Aber trotzdem konnte ich mir nicht vorstellen, dass es in meiner Heimatstadt so brutal zugehen könnte. Wer sich behaupten wollte, musste das mit Fäusten tun. Ich konnte das nicht und stand quasi am unteren Ende der Nahrungskette. Ich wurde gehänselt. Früher hatte nie jemand Probleme mit meiner hohen Stirn, doch jetzt zogen mich alle damit auf. Mir war sie noch nie so übermäßig groß erschienen, aber durch das Fertigmachen der anderen, verlor ich das wenige bisschen Selbstbewusstsein, das ich noch hatte, und verkroch mich in meinen Minderwertigkeitskomplexen.

Es dauerte lange, aber allmählich lebte ich mich in mein Umfeld ein. Ich merkte, dass man nur dazu gehören konnte, wenn man etwas hergab. Ob es jetzt die Macht (oder

eher Angst), die man über andere Schüler hatte - beziehungsweise über ihnen ausübte - oder das Aussehen, die Clique oder das Geld waren. Ich hatte weder Geld noch Macht, aber die anderen beiden Sachen bekam ich. Irgendwie.

Ich lernte die Regeln, die für mich scheinbar zu einem Großstadtleben dazugehörten. Die allererste und wichtigste war die folgende: Entweder man schlug, oder man wurde geschlagen. Das war wie fressen oder gefressen werden; nur der Stärkere überlebte.

Das erste Halbjahr verbrachte ich damit, mit einer Clique, die ich mir zugelegt hatte, kleinere Kinder zu piesacken. Ich kam mir nicht gut dabei vor, aber mit der Zeit kam die Genugtuung, anerkannt zu werden. Ich wurde in meinem Jahrgang akzeptiert. Und als ich mich dann sogar mit einem Jungen eine Jahrgangsstufe höher kloppte, war die unsichtbare Glaswand zwischen Akzeptieren und Bewundern gebrochen. Gebrochen war auch noch was anderes; nämlich mein kleiner Finger, aber das machte mir wenig aus, denn ich wurde respektiert. Und nicht nur das. In einigen Blicken wagte ich sogar Neid zu erkennen.

Schule hatte für mich aber schon bald keinen Sinn mehr. Die Lehrer konnten sich schon bald im Unterricht nicht mehr durchsetzen, was nicht zuletzt auch an mir lag. Ich schwänzte mit älteren Schülern, die mir ein oder zwei Jahre voraushatten. Ich hatte mir innerhalb eines Jahres einen festen Platz in ihrem Freundeskreis erarbeitet. Ich war zwölf. Die Leute aus meiner Klasse kamen mir auf einmal so kindlich und schwach vor. Erbärmlich. Ich hatte keine Lust mehr, mich mit ihnen abzugeben, wo ich doch jetzt etwas Besseres hatte.

Natürlich blieb es aber nicht ungesühnt, dass ich blau machte. Ich bekam Briefe nach Hause und auf jeden Brief folgten Schläge. Mein Vater, so schlussfolgerte ich, war seinen Job schon wieder los, denn er war wieder ohne Unterbrechung zu Hause. Außer, wenn er mal wieder los war, um Bier zu besorgen.

Irgendwann lag er morgens tot im Bad.

Ich fand ihn mittags, als ich aufgewacht war. Meine Mutter war schon längst auf der Arbeit. Sie machte sich nichts mehr daraus, dass ich nur noch unregelmäßig zur Schule ging. Es war zwei Monate vor meinem dreizehnten Geburtstag. Mama war also schon längst aus dem Haus. Ich ging ins Bad und gleich wieder rückwärts raus. Ich weiß jetzt immer noch nicht genau, wie ich - wie in Trance - zum Telefon gegangen bin und meine Mutter angerufen habe.

"Papa ist tot", sagte ich und hörte meine tonlose Stimme monoton nachklingen. Sie zitterte nicht, aber sie klang, als ginge mich das alles gar nichts an. Als wäre ich irgendwer anders, den ich so zu sein versuchte, dass mir mein eigener Vater fremd vorkam. Als ob das nur irgendein Mann gewesen war, den ich flüchtig gekannt hatte. Meine Mutter nahm sich für die folgende Woche frei und schrieb mir eine Entschuldigung für die Schule. Ich war trotzdem nicht zuhause. Ich traf mich mit meiner Clique, die hauptsächlich aus älteren Leuten bestand, und blieb den ganzen Abend und die halbe Nacht von zu Hause weg. Mit ihnen konnte ich reden. Sie gaben mir sogar ein paar Beruhigungstabletten. Mandrax und Valium nannten sie das. Und es beruhigte mich tatsächlich. Ich saß bei ihnen und der Abend rauschte an mir vorbei, ohne dass ich auch nur eine Träne vergoss. Aber ich hatte auch schon vorher nicht weinen können. Dafür war ich zu leer. Es war gar nichts da, das ich hätte herausweinen können.

Die meisten aus meiner Clique waren vierzehn oder fünfzehn und teilweise sogar noch älter. Sie kamen schon in diesen Club am Jugendzentrum. Das ein oder andere Mal schaffte ich es mit Make-up und figurbetonten Klamotten da reinzukommen. Ich trank keinen Alkohol. Wir lästerten über die ganzen Alkoholiker ab und schmissen noch ein paar Tabletten ein. Wir kamen gar nicht auf die Idee, dass diese Tabletten uns auch süchtig machen konnten, aber wir fühlten uns besser, als die Alkis, die da immer verzweifelt an ihren Flaschen hingen und dann auch noch sentimental wurden. Ich hätte nie auch nur vermutet, dass ich mich da in eine Scheiße hereinreite, die noch bei weitem schlimmer als die Alkoholsucht war.

Am zweiten Abend, an dem ich mit in diesem ominösen Jugendtreff war, stieß ein Junge zu uns. Ich kannte ihn nur vom Sehen und dachte mir nichts dabei, dass eine Pfeife herumgereicht wurde. Was war schon dabei? Ich rauchte mittlerweile auch immer mal eine Zigarette, die ich mir geschnorrt hatte. Ich zog also auch. Mehr als einmal. Meine Sinne waren am Ende wirklich benebelt, aber ich konnte mich noch orientieren.

Überall, wo ich mal dabei stand drückte mir einer hier, einer da eine Tablette in die Hand. Ich schluckte sie ohne Bedenken.

Später schluckte ich regelmäßig Capps, also Captagon, oder Ephedrin. Ich merkte, dass mir das besser tat, als diese Beruhigungstabletten. Ich hottete jeden Abend auf der Tanzfläche ab. Wenn ich dann wieder das Bedürfnis hatte, ruhiger zu werden, schluckte ich eben ein paar Mandrax. Ich mischte mir meine Stimmung, so wie ich sie gerade brauchte.

Mich sprachen sogar Jungs an. Ich war stolz darauf, dass die meisten mich für älter hielten, als ich eigentlich war. Ich lebte mich in die Szene ein, kannte dann jeden, der beim Jugendclub abhing. Zu Hause war mittlerweile eigentlich nur noch zum Schlafen. Meine Mutter wartete immer auf mich, obwohl ich meist mitten in der Nacht war, als ich dann endlich daheim ankam. Am Anfang glaubte sie alles, was ich ihr vorlog. Aber nach einigen Wochen zogen die Ausreden natürlich nicht mehr. Sie machte gerade da weiter, wo Vater vor seinem Tod aufgehört hatte. Mit Schlägen. Und danach kam sie wieder heulend angekrochen, nachdem ich mich in meinem Zimmer verbarrikadiert hatte.

“Ich wollte das gar nicht! Verzeih mir, Sakura! Es tut mir so leid!”

Je nach dem, was ich mal wieder geschluckt hatte, bekam ich einen Heulkampf oder machte sie total zur Sau.

Am nächsten Morgen war alles wieder gut. Sie weckte mich für die Schule und verließ anschließend das Haus, als ich ihr wie jeden Morgen versprach, zur Schule zu gehen. Ich hielt mein Versprechen nicht, sondern lief irgendwo in Paris herum. Unterhielt mich mit Leuten, die ich kannte, und mit Leuten, die ich kennen lernte.

Ich lernte an einem solcher Tage einen Jungen kennen. Sai. Der Name zerging mit auf der Zunge. Wir saßen in der Nähe des Brunnens beim *Trocadéro*. Ich war eigentlich nie in dieser Gegend. Viel zu schick, viel zu modern. Aber bei den Touristen bekam man immer mal eine Münze, die man im Endeffekt wieder in LSD machen konnte. Das nahm ich auch. Ich hatte eigentlich schon so fast alles durch. Haschisch, LSD, Mandrax, Capps, Valium...

Ich traf mich öfter mit Sai. Fast jeden Tag trafen wir uns an einem anderen Platz. An einem Tag war es der Eiffelturm. Wir fuhren nicht hoch, sondern hockten uns auf eine der Bänke. Um diese späte Uhrzeit war nicht mehr viel los. Nur noch einige verliebte Pärchen wollten die letzte Chance nutzen, die wunderschöne Aussicht da oben zu

genießen.

Sai sprang irgendwann auf und zog mich in eine der menschenleeren Toiletten in der Nähe und holte ein Päckchen mit weißem Pulver hervor. Es folgte ein Fixerbesteck. Ich beobachtete ihn dabei, wie er das aufgelöste Pulver in die Spritze zog. Er merkte, dass ich ihn anstarrte. Die Angst war mir wohl förmlich ins Gesicht geschrieben.

"Das macht gar nichts", beschwichtigte er mich. "Man darf's halt nur nicht zu oft machen. Wenn du nicht körperlich drauf bist, ist das gar kein Problem."

Ich hatte schon mehrere Fixer gesehen. Aber ich hatte noch nie gesehen, wie einer sich das H* spritzte. (*H = Heroin. H wird ausgesprochen wie das englische H, also "Äitsch") Geschweige denn, mir selbst einen Druck gemacht. Sai fragte, ob ich nicht auch probieren wolle. Aber ich meinte, dass ich lieber sniefen würde. "Das war das letzte Dope, das ich hatte."

Ich hatte einen Riesenhorror, als er mir das Besteck hinhielt. Ich konnte mir doch nicht einfach so eine Nadel in den Arm rammen! Ich packte es nicht. Sai knallte mir schließlich das halbe Dope rein und verdrückte den Rest selbst. Das Zeug schlug sofort zu. Ich musste mich erst einmal am Waschbecken festhalten, um nicht umzukippen. Meine Beine waren Wackelpudding, aber ich spürte sie fast nicht. Ich hielt mir den Kopf, in dem es schwummrig wurde. Aber irgendwie fühlte es sich gut an. Die ganze Welt wirkte anders.

"Ist das geil, Alter...", machte ich nur und war mir nicht bewusst, dass damit meine Fixer-Karriere angefangen hatte.

Sai und ich kamen schließlich zusammen. Ich stellte ihn sogar meiner Mutter vor, mit der ich mich in letzter Zeit wieder besser verstand. Ich ging sogar wieder - regelmäßig! - in die Schule. Mama meinte sicher, dass das mit meinem "neuen Umgang" zu tun hatte. Wenn sie nur gewusst hätte, aber sie verstand einfach nichts.

Aber schließlich war es mit der Schule dann doch wieder nur dasselbe. Derselbe Schrott, genau wie vorher. Es hatte einfach keinen Sinn, seine Zeit dort zu vergeuden. Kein Respekt, keine Autorität. Nur Schleimerei und Arschkriecherei und ab und an eine Schlägerei, die die "Rangfolge" wieder ordnete. Mit solchem Kinderscheiß wollte ich mich nicht belasten.

Da war ich in meiner Clique doch viel besser aufgehoben. Wir saßen da, schmissen ein paar Trips, rauchten vielleicht etwas Haschisch. Der Shit und die Trips zusammen machten ein echt geiles Feeling. Wir ließen unsere ganzen Probleme draußen und redeten. Von H ließ ich die Finger. Sai hingegen brauchte es mittlerweile täglich. Ich hatte keine Ahnung, von was er das ganze Dope bezahlte. Eines Tages fragte ich ihn ganz direkt, ob er anschaffen ging.

"Spinnst du? Ich mach doch nicht mit irgendwelchen Kanaken rum!" Er gab es schließlich doch zu. Ich fühlte mich mitschuldig, weil ich mir letzten Endes doch immer mal wieder einen Druck von seinem Dope gemacht hatte.

An diesem Abend schwuren wir uns, ein für alle mal mit diesem Teufelszeug aufzuhören.

Schon am nächsten Tag erwischte ich ihn, wie er auf den Autostrich nach seinem Stammfreier Ausschau hielt. Ich war enttäuscht. Und ich wollte verdammt noch mal nicht, dass mein Freund mit irgendwelchen perversen Schweinen mitging. Sais Hände zitterten, anscheinend hatte er schon Turkey. Er war also schon körperlich drauf.

Von da an klaute und bettelte ich. Nur um irgendwie das Geld für zwei Drucks am Tag

zusammen zu bekommen. An irgendeinem Morgen wachte ich auf. Ich taumelte ins Bad. Meine Pupillen waren doppelt so groß wie normalerweise. Sai, der wie fast immer bei mir übernachtet hatte, tauchte ganz unvermittelt hinter mir auf.

„Jetzt bist du also auch drauf“, sagte er mit seiner klingenden Stimme.

Ich betrachtete mein Gesicht und kam mir seltsam fremd vor. Innerhalb eines verfluchten Jahres hatte ich mich total verändert. Ich war verdammt dünn, meine Arme waren verstochen. Aber ich fand mich trotzdem schön, was ich auch meinen langen blassrosa Haaren zu verdanken hatte. Damals war ich vierzehn.

Aber seit diesem Tag ging die Hölle erst los. Das Leihen, Klauen und mein Taschengeld reichte nicht mehr für den Bedarf an Dope aus. Sai hatte irgendwann den Gedankenblitz, er könne sich als Kleindealer versuchen. Leider hatte er wenig bis keinen Erfolg damit, weil er das meiste Dope selbst verdrückte. Trotzdem versuchte er es immer wieder. Bis er bei einer Razzia (nicht zum ersten Mal) festgenommen wurde. Mir war das zwar auch schon einmal passiert, aber bei ihm war das etwas anderes, da er mehr als zum Eigenbedarf dabei hatte. Außerdem hatte ich mich die anderen Male immer zur rechten Zeit aus dem Staub machen können. Ich hatte das wohl so im Gefühl. Oder einfach nur Glück.

Er wurde verurteilt und saß dann im Knast. Ich war todunglücklich. Als Sai weg war, war mir so ziemlich alles wieder scheißegal. Ich schmiss die Schule, ging wieder zu den gewohnten Plätzen und kümmerte mich um die Freunde, die ich in letzter Zeit vernachlässigt hatte. Viele, die ich noch aus ihrer Zeit als Hascher kannte, waren mittlerweile auch auf H. Und bald schon hatte ich wieder das Problem mit dem Geld. Es reichte nicht. Mit Sai war ich immer irgendwie über die Runden gekommen, aber es wurde immer schwieriger. Ich stahl öfter aus der Haushaltskasse. Klar, dass meine Mutter darauf aufmerksam wurde. Sie sprach mich darauf an und ich flippte komplett aus. Ich schrie sie an, aber sie blieb stumm und musterte mich komisch. „Was?“, giftete ich sie an. Und da hatte sich auch schon meinen Arm gepackt und den Pullover hochgezogen. Die Einstiche und Verknorpelungen waren nicht zu übersehen und sogar ein Laie konnte sie als Nadeleinstiche erkennen.

„Du fixt!“ Ich war von da an still. Sie hielt mir keine Predigt, sondern fuhr mit mir ins Krankenhaus, weil sie meinte, dass ich eine Gelbsucht hätte. Während meiner Behandlung noch erkundigte sie sich nach Therapieplätzen und wo sie einen für mich beantragen könnte. Der Arzt schaute nicht einmal auf, meinte nur, dass das nicht möglich sei. Die Therapien seien für Erwachsene zurechtgeschneidert. Da wusste er aber nicht, wie viele jugendliche Fixer sich auf der Szene herumtrieben! Außerdem gäbe es so zu wenige Therapieplätze, man könnte nur Leute heilen, die wirklich entziehen wollten. Und dann ließ er uns auch schon zurück, einsam wie jeder von uns beiden in sich selbst war.

Meine Mutter fasste den Entschluss, dass sie mich eben bei einem Entzug zuhause unterstützen würde, wenn schon diese ganze Gesellschaft nichts dafür tun würde. Sie befreite mich von der Schule (in die ich sowieso nicht ging...) und nahm sich frei von der Arbeit, um rund um die Uhr bei mir zu sein.

Der ganze Entzug hatte im Endeffekt nichts bewirkt. Die ganzen Schmerzen, Krämpfe und der Schweiß waren umsonst gewesen. Es dauerte keine zwei Tage bis ich wieder fixte. Keine Woche, bis ich es wieder regelmäßig tat.

Bis ich sechzehn war hatte ich mehr als fünf Entzüge. Aber genau wie der kurze

Aufenthalt in einer zwielichtigen Suchtklinik (aus der ich ausgebrochen war) nützten sie nichts. Nichts, nichts, nichts.

Ich machte meinen Abschluss und hatte keine Ahnung, wie ich überhaupt dazu gekommen war. Aus was die Lehrer ihre Noten gemacht hatten. Ich dachte mir, dass man mich wohl loshaben wollte. Weshalb auch sonst hatte ich den schlechtesten Durchschnitt, mit dem man den Abschluss noch schaffte?

Meine Mutter war in dieser Zeit ein nervliches Wrack. Ich wartete jeden Tag darauf, dass sie sich vom Balkon stürzte. Aber dafür schien sie wohl noch zu stabil zu sein. Sie gab mir hier und da etwas Geld, wenn ich ihr im Haushalt oder dergleichen half. Wahrscheinlich wollte sie sich von der Schuld freikaufen, die auf ihr lastete. Sie hatte es nicht geschafft, mich von der Droge wegzubekommen. Ich fragte mich, ob sie wusste, dass sie ihrer Tochter, mir, mit dem Geld nur noch mehr Schaden zufügte. Geld hatte für mich keinen Wert mehr. Ich brauchte Dope, viel Dope.

Ich fing erst gar keine Lehre an, auch wenn ich das Geld gut hätte gebrauchen können. Oder eher das Dope, dass sich daraus hätte machen lassen. Ich kam wie immer wieder in Geldnot, aber diesmal gab es keine rettende Hand, die mir irgendjemand entgegenstreckte. Durch Anpumpen und Stehlen bekam ich schon lang nicht mehr zusammen, was ich für meinen täglichen Konsum brauchte.

Ich ging auf den Strich.

Anders konnte ich mir meine Sucht nicht mehr finanzieren. Ich kam mir widerwärtig und falsch vor, musste mich auf dem Silbertablett präsentieren. Ich sah wohl noch am gesündesten von allen Stricherinnen aus, hatte, selbst wenn ich nicht auf Turkey war, keine Probleme, Freier zu bekommen. Aber mein Körper ekelte mich zunehmend an. Meine Leber kapitulierte. Mein ganzer Körper streikte, aber ich machte weiter, obwohl ich wusste, dass es mich umbringen würde. Und das H brachte schon lange nicht mehr denselben Effekt wie früher.

Ich legte mir einen neuen Freundeskreis zu. Hauptsächlich aus Mädchen, andere Fixerinnen, mit denen ich auf dem Strich herumzog. Zu zweit war es weitaus ungefährlicher als alleine und die Gefahr, abgelenkt zu werden, war wesentlich geringer, obgleich wir immer nur mit Vorkasse handelten.

Ich hatte wohl kein Gramm Fett mehr an meinem Körper, ich war total mager. Aber auf dem Strich war das angesagt und es brachte Umsatz. Das einzige, was ich mir noch leisten konnte, war das Nachfärben meiner rosa Haare.

Ich hatte genug Geld, um den Verbrauch an H nahezu abzudecken. Und trotzdem ging es mir immer schlechter.

Meine Mutter hatte mich schon lange aufgegeben. Selbst meinen Geburtstag im März vergaß sie. Sie scherte mich nicht mehr um mich. Wenn ich so weitermachte wie bisher, hatte sie gesagt, dann sähe sie keinen Sinn darin, mir helfen zu wollen. Ich müsste das allein schaffen. Aber ich hatte keine Kraft mehr dazu.

Über ein halbes Jahr verging, bis Sai wieder frei kam. Er war clean. Und er wollte nichts mehr mit mir zu tun haben, weil er meinte, dass es nichts bringen würde, mit einer Fixerin zusammen zu sein, die so uneinsichtig sei. Ich hätte genug Zeit gehabt, zu entziehen und er wolle sich nicht mehr so runterziehen lassen.

Er wusste gar nicht, was er mir da für Schuldgefühle einbrockte, aber es schien ihn

nicht mehr zu interessieren. Meine Liebe schien ihn nicht mehr zu interessieren. Es brach mir das Herz.

Er brach mir das Herz.

Ich hatte keine Lust mehr, mich mit irgendjemandem zu unterhalten. Mich mit irgendjemandem anzufreunden. Gar, mich zu verlieben.

Und trotzdem passierte mir es. An Weihnachten. Am Fest der Liebe. Vielleicht versteht ihr jetzt, warum ich dieses Fest so hasse. Weil ich an diesem Tag mein Herz verschenkt habe und dafür sogar ein anderes erhalten habe.

Ich saß auf einer Parkbank und dann saß er auch auf einmal neben mir. Ich hatte geweint, aber das ließ ich mir nicht anmerken. Ich hatte gerade erst einen Druck hinter mir, also war ich relativ ruhig und rastete nicht aus, als er ein unbefangenes Gespräch begann.

Wir gingen einen Kaffee trinken, den er bezahlte. Ich hatte kein Geld.

Ich ging mit ihm ins Hotel, das er bezogen hatte und das unvermeidliche geschah. Ich schlief mit ihm. Und es war gut. Selbstverständlich ganz anders, wie es sonst immer mit Männern war. Und auch anders, als es vor geraumer Zeit mit Sai gewesen war.

Ich wusste nicht einmal seinen Namen. Und am nächsten Morgen war er weg. Ich suchte das ganze Hotelzimmer ab. Nach einem Zettel, einer Telefonnummer. Nach irgendetwas das darauf hindeutete, dass er Kontakt mit mir wollte. Ich klammerte mich sosehr an dieser Hoffnung fest.

Aber ich fiel tief. Obwohl ich mich immer bemüht hatte, möglichst tief zu stapeln, hatte ich nur wegen ihm meine ganzen Prinzipien über Bord geworfen. Ich verstand nicht, wie er mir das antun konnte.

Ich... ich glaube, ich hatte ihn geliebt. Wirklich geliebt. Und es war noch viel stärker gewesen als bei Sai und das obgleich ich ihn nur einen Abend und eine Nacht gekannt hatte. Mir war es vorgekommen, als hätte ich ihn schon mein ganzes Leben gekannt. Und jetzt war da nichts mehr in meiner Brust, nur noch eine klaffende Öffnung, eine blutende Wunde, in der sich irgendwann einmal mein Herz befunden hatte.

Das einzige, was ich fand und was die Wunde nur noch mehr aufreißen ließ, waren ein paar Geldscheine auf dem Nachttisch, die ich schließlich fand. Daher wehte also der Wind. Es war nichts anderes gewesen. Es war dasselbe wie sonst auch. Nur dass es eben spontan passiert war...

Ich verbrannte die Scheine ohne sie auch nur nachzuzählen.

~*~

Ich hielt nichts mehr von der Liebe. Liebe war Gift. Noch mehr Gift als das Päckchen Dope, das in diesem Moment vor mir lag. Meine Gedanken waren abgedriftet, in die Vergangenheit, aber jetzt sah ich wieder klar. Meine Finger machten die geübten Handgriffe. Auflösen, in die Spritze aufziehen und das alles. Die Toilette war, wie gesagt, eine der saubersten in ganz Paris. Ein geeigneter Ort zum Sterben.

Das Dope war das Beste seiner Art was man bekam. Es war astrein. Und genau das machte die Sache so todsicher.

Todsicher tödlich.

Meine Hände zitterten. Und das obwohl ich keine Zweifel hatte. Der Tod war besser, als dieses beschissenen Stückchen Leben, das ich noch vor mir hatte. Ich würde sowieso sterben. Ob nun jetzt oder später. Das interessierte niemanden. Meine Mutter war tot. Wie mein Vater. Meine wenige Freunde (oder Zwecksbekanntschaften) würden mein Ableben schon ertragen. Wieso also zögerte ich?

Tu's endlich!
Nein, tu's nicht!
Nicht heute!

Mein Kopf dröhnte. Tausend wirre Gedanken und jetzt kamen sie doch, die Zweifel. Die Angst. Durcheinander vermischt. Ich musste mich zusammenreißen, damit mir nicht die Tränen in die Augen schossen. Wieso tat ich es nicht einfach? Ich hatte doch keinen Grund, es nicht zu tun. Ich hatte alles genau kalkuliert...

Ich schüttelte die Gedanken fort und jagte mir die Spritze in den Arm. Das war also mein Goldener Schuss...
Das letzte, was ich hörte, war das dumpfe Aufschlagen meines Körpers auf dem Boden.

~*~

Als ich die Augen wieder öffnete, tat mir alles weh. Jeder Knochen, jeder Muskel, sogar jede einzige Faser meines Körpers schien zerreißen zu wollen. Ich stöhnte und drehte mich auf den Rücken. Das einzige zu dem ich im Moment in der Lage war.

War das der Tod?

Den Schmerzen nach zu urteilen musste das hier die Hölle sein. Die hatte ich wahrscheinlich auch verdient, bei dem, was ich auf Erden angerichtet hatte. Wie könnte ich zusammen mit den Leuten, die jeden Tag fromm in die Kirche gingen und noch nie ein Verbrechen begangen hatten in eine Schublade gesteckt werden? Das war praktisch unmöglich.

Als meine Sicht klarer wurde, wusste ich, dass ich nicht im Himmel war. Ich war auch nicht in der Hölle. Es war bei weitem schlimmer.

Ich war noch am Leben.

Stumme Tränen liefen mir über die Wangen. Zumindest fühlte es sich so an. Mein Arm fühlte sich merkwürdig taub an und ich konnte ihn nicht heben, um das salzige Wasser von meinem Gesicht zu wischen. Es dauerte seine Zeit, bis ich mich aufsetzen konnte, ohne dass ich dabei vor Schmerzen aufschrie. Meine Beine gehorchten mir nicht. Ich hangelte mich am Waschbecken hoch, nachdem ich die Spritze, die noch in meinem Arm gesteckt hatte, entfernt hatte. Ich stützte mich an der Wand ab und rettete mich auf eine der Bänke am Eiffelturm. Ich wusste gar nicht, wie ich diese Strecke mit meinem gefühlslosen Beinen bewältigt hatte, aber schließlich saß ich.

Es wurde dunkel. Ganz dunkel. Und dann fing es an zu schneien. Große weiße Flocken fielen vom Himmel, als wollten sie noch alles zuschneien. Weiße Weihnacht. Ich

konnte nicht einmal darüber lächeln. Nicht weniger deshalb, weil meine Gesichtszüge auch wie gelähmt waren, sondern weil ich nicht wollte. Und es nicht konnte. Wann hatte ich wohl das letzte Mal gelacht?

Ein Schmerz fuhr durch meine leere Brust. Das Loch war immer noch da. Nach all den Jahren. Es waren doch mindestens schon zwei, drei Jahre her. Zwei Jahre. Jetzt war ich achtzehn.

Ha! Früher hatte ich immer gehofft, so schnell wie möglich erwachsen zu werden. Aber jetzt? Ich wollte nur noch sterben. Erwachsen war ich ja jetzt schon, wie man es eben sah, aber ich wollte nicht alt werden. Mal davon abgesehen, dass es das für mich auch gar nicht gab. Zumindest, wenn ich nicht mit dem fixen aufhören würde. Ich sah aber auch keinen Sinn darin, es aufzugeben. Ich hatte schließlich nichts mehr zu verlieren. "Das Leben ist kein Zuckerschlecken!", hatte meine Mutter immer gesagt. Aber warum musste mir jeder auch noch Salz in die Wunden streuen?

Irgendwann schaffte ich es und stand auf, torkelte erst ein wenig und packte es dann schließlich doch, normal zu laufen. Wieso hatte mich dieses Scheißzeug nicht umgebracht? Ich erschrak darüber, wie leichtfertig ich so über meinen versuchten Selbstmord nachdachte. Aber was hätte ich auch anders erwarten sollen? Ich lief durch einen Park und musste mich erst mal umschauen, um herauszufinden, welcher es war.

Die Wege waren hell erleuchtet, als ich auf dem steinigen Pfad lief. Es war nichts los auf den Straßen. Alle waren bei ihren Familien und feierten. Ich seufzte leise.

Ich sah, dass jemand auf einer der Parkbänke saß. Die Erinnerung stürmte auf mich ein, wie eine einbrechende Welle und nahm mir die Luft, als ich unter Wasser gedrückt würde.

Es war die Bank gewesen, auf der ich vor zwei Jahren... *ihn* getroffen hatte.

Es war wie ein Déjà-vu. Dieselbe Situation. Der gleiche Tag, nur zwei Jahre später. Mein Herz... oder eher das Loch machte sich wieder bemerkbar, als mir bewusst wurde, dass es nie mehr so sein würde, wie früher. Wie groß war die Wahrscheinlichkeit, dass gerade er auf dieser Parkbank saß? Eins zu einer Million? Höchstwahrscheinlich sogar noch geringer.

Ich ging weiter, aber meine Beine wurden zu Pudding, als ich in die Nähe des Mannes kam, den ich mittlerweile schon als solchen identifizieren konnte. Ich hatte das Bedürfnis, mich zu setzen. Also tat ich es schließlich.

Der Mann schien mich erst gar nicht bemerkt zu haben und hatte die ganze Zeit seinen Blick auf einem Punkt am Boden fixiert. Aber plötzlich ruckte sein Kopf hoch und er schaute mich ganz unvermittelt an.

Ich bekam Herzrasen. Es war also doch noch etwas in meiner Brust. Ich schlang die Arme um den Oberkörper, als müsste ich meinen Körper vor dem Zerreißen schützen, was eintreten würde, wenn ich mich geirrt hatte. Aber solche Augen hatte ich nur ein einziges Mal in meinem... Leben gesehen. Nur ein einziges Mal. Vor zwei Jahren. Als ich auf dieser Parkbank saß.

Mein Gegenüber zog seine Kapuze herunter, denn es hatte aufgehört zu schneien. Das bisschen Schnee würde wieder wegschmelzen. Halbweiße Weihnacht. Mein Atem

ging schneller, als ich den Blick auf sein Gesicht richtete. Schwarze Haare, die gar keinen stärkeren Kontrast zu der blassen Haut hätten bilden können, und dunkle Augen, die weder braun noch dunkelblau waren, aber von einer solchen Tiefe, dass ich darin zu versinken drohte.

Wie vor zwei Jahren...

Wieso warf mir niemand eine Rettungsleine zu?

Ich schluckte unmerklich. Er musterte mich, aber ich konnte keine Änderung in seiner Mimik erkennen. Und noch weniger konnte ich sie deuten. Er blickte... irgendwie verärgert? Oder war das nur Desinteresse? Ich konnte es bei bestem Willen nicht einordnen.

“Wieso hast du nie angerufen?”

Seine Stimme klang seltsam belegt und etwas rauchig. Nicht genauso wie ich sie in Erinnerung hatte, aber Erinnerungen konnte verblassen und Menschen änderten sich, oder nicht?

“Wie... hätte ich dich denn anrufen sollen?”, flüsterte ich, wobei jeder Laut eine Anstrengung war. Seine Hand lag auf der vereisten Bank und ich ergriff sie so schnell, als hätte ich Angst ihn zu verlieren. Dadurch, dass er einfach aufstand und ging. Was gar nicht so abwegig war, aber so hielt ich ihn an diesen Ort gebunden.

“Vielleicht mit meiner Nummer, die ich dir dagelassen hatte?” Er entzog sich mir und faltete seine Hände im Schoß, lehnte sich zurück und hielt den Blick starr geradeaus gerichtet.

Nummer? Welche Nummer? Das einzige, was er mir dagelassen hatte, war ein Bündel bedrucktes Papier, was andere Leute auch Geldscheine nannten. Ich hätte allen Grund, wütend zu sein, nicht er!

Und außerdem. Was machte er hier eigentlich? Mischte sich in mein kaputtes Leben ein, was ihn doch gar nichts anging! Und es ging ihn wohl etwas an. Schließlich war er in gewisser Weise ein Teil von mir. Ein Teil von meinem Leben. Hatte ich nicht dauernd an ihn gedacht? Nur deshalb hatte ich mir noch nicht den Goldenen Schuss gesetzt! Aber heute...

“Auf... den Geldscheinen...?”, brachte ich mit brüchiger Stimme über die Lippen. Ein stummes Nicken. Wie konnte ich nur so blöd gewesen sein... ich hatte sie alle verbrannt, ohne sie auch nur anzuschauen oder umzudrehen... oder auch nur den Stift daneben zu bemerken.

Ich merkte gar nicht, dass ich weinte. Erst, als seine warme Hand über meine Wange strich und die Tränen fortwischte. Er war mir so nah, dass ich ihn hätte küssen können. “Ich wusste nicht...” Kaum hatte ich angefangen, brach ich schon wieder ab. Er hatte verstanden, was ich sagen wollte. Er hatte es auch damals verstanden. Wir hatten keine Worte gebraucht und heute war es auch nicht anders.

“Es wird alles gut”, versprach er mir flüsternd. Ich wusste, dass er das Versprechen halten konnte. Er wusste alles. Er kannte mich vielleicht sogar besser, als ich mich selbst. Schließlich hatte ich ihm mein Herz nicht nur geschenkt, sondern es ihm auch ausgeschüttet...

Und er war für mich da gewesen.

Er küsste meine Haare, in denen noch einige Schneeflocken hängen geblieben waren. Ich krallte mich in seine Jacke und drückte mein Gesicht in seine Halsbeuge, während

er mich umarmte.

Ich wusste, dass alles gut gehen würde. Er würde mir helfen, die Sucht zu überwinden. Gemeinsam würden wir es schaffen.

Vielleicht gab es ja doch einen Gott... er hat mir das Leben geschenkt, als ich es am wenigsten haben wollte... und damit hat er mir nicht nur eine neue Zukunft sondern auch eine neue, alte Liebe gegeben...

La fin